

Aus der Tiefe der Armut

– Dankrede zur Verleihung des *Walter-Bauer-Preises* der Städte Merseburg und Leuna am 2.11.2006. –

Der Preis, mit dem mich die Städte Merseburg und Leuna auszeichnen, legt es nahe, der Frage nachzugehen, wie hältst du es mit Walter Bauer, was hältst du von ihm. Angesichts seines voluminösen, schwer überschaubaren Lebenswerkes muß ich mich mit Abkürzungen begnügen. Es gibt so viele Möglichkeiten, sich biographisch wie literarisch auf ihn zu beziehen. Walter Bauer ist einer, der aus der Tiefe der Armut aufgestiegen ist. Obwohl er selbst kein Arbeiter war, vermochte er dank seiner plebejischen Herkunft wie seiner familiären Bindungen die soziale Realität sogenannter einfacher oder kleiner Leute sehr genau auszuleuchten. Und ebendie Genauigkeit bis ins kleinste Detail so zu spiegeln, daß daraus Glaubwürdigkeit hervorgeht. Das ist Bauers Besonderheit und Stärke. Vor allem in seinem Frühwerk, das ihn rasch bekannt gemacht hat und die Sympathien einflußreicher Schriftsteller auf den Plan rief, macht er sich zu einem wortmächtigen Anwalt der Unterprivilegierten. Wobei es ihm nicht um eine politische Doktrin geht. Klassenkampf-Illustration ist sein Thema nicht. Wohl aber schildert er aus einem starken Gerechtigkeitsempfinden soziale Mißstände. Im Sinne des österreichischen Lyrikers Theodor Kramer spricht auch Walter Bauer für die anderen, denen es nicht gegeben ist, selbst die Stimme zu erheben gegen ihr Elendsleben.

Sehr früh erlebt er in seiner Umwelt die Auswirkungen großflächiger Industrialisierung. Die Arbeit wird in ihrer Härte gezeigt. Vokabeln wie Gift, Gaswolke, Ammoniakgerüche verweisen auf die Gefahren, denen die Bewohner der Landschaft ausgesetzt sind. In einem emphatischen Gestus, der vor allem im ersten, von Walther Victor ausgewählten Gedichtband *Kameraden, zu euch spreche ich* stark an Walt Whitmans psalmodierendes Pathos erinnert, gestaltet Bauer die Härte der Arbeit. Während Kurt Arnold Findeisen in seinem ebenfalls in den zwanziger Jahren entstandenen balladesken Gedicht „Das Leunawerk“, das von ungewöhnlicher Sprachkraft zeugt, seinen „Zyklopenmarsch von Eisen, Glas, Beton“ in ein Hohes Lied auf die Segnungen des Chemiegiganten ausklingen läßt:

*Werk, unersättliches, zermalmend wühlst du im versengten Wasen
der Heimat, Licht vom Auge stiehlest du, Trunk von den Lippen, Atem vom Mund;
aber dein Fleiß überzahlt königlich Schreck und Bekümmerung unsern Bezirken:
Wundersprossenden Segen senkst du in Scholle und Ackergrund.*

Zu DDR-Zeiten sollte diese Um-Weltanschauung auf die Formel gebracht werden „Chemie bringt Brot, Wohlstand und Schönheit“. Walter Bauers Gedichte setzen hingegen weit stärker auf soziales Gewissen. Aus dem Gefühl der Brüderlichkeit solidarisiert er sich mit den Arbeitern, ohne sie für eine Ideologie zu instrumentalisieren. Obwohl Wieland Herzfelde den zweiten Gedichtband *Stimme aus dem Leunawerk* in seinem *Malik-Verlag* bringt, hat sich Bauer nie kommunistischen Positionen angenähert. Viel eher ist er mit seinen frühen Gedichten in der Nachfolge einiger Arbeiterdichter zu sehen. Nicht von ungefähr bekannte er sich zu dem Malergesellen Gerrit Engelke, der in seinen Gedichten vom „Rhythmus eines neuen Europa“ kündete. Sicher hätte sich auch Richard Dehmel (1863–1920), der so viele junge Dichter förderte, zu Walter Bauers Gedichten aus der Arbeitswelt bekannt. Aber die

zwei Gedichtbände und der 1931 im Verlag von Bruno Cassirer erschienene Roman *Ein Mann zog in die Stadt* machten den jungen Schriftsteller weithin bekannt im deutschen Sprachraum. Eine ganze Reihe namhafter Schriftsteller gehörte zu seinen Fürsprechern. Unter ihnen Franz Werfel, der wohl als erster auf den Whitman-Bezug hinwies, Ernst Toller, Kurt Tucholsky, Hermann Hesse, sein Lektor Max Tau, der bereits erwähnte Walther Victor, sein „Entdecker“ und erster Förderer, seinerzeit in Zwickau Redakteur der SPD-Zeitung *Sächsisches Volksblatt*, späterhin auch Ernst Wiechert. Vor allem jedoch gehörte Stefan Zweig zu jenen, die ihn aus der „Tiefe der Armutei“ herausführten. Aus Sympathie und Fürsprache ergab sich rasch eine wegbestimmende Freundschaft. Zwischen 1930 und 1935 besuchte Bauer den verehrten Schriftsteller viermal, was ihm, der politisch ohnehin als unsicherer Kantonist betrachtet wurde ob seiner Veröffentlichungen in SPD- wie in KPD-Verlagen, ab 1933 schwer verübelt wurde und berufliche Schwierigkeiten nach sich ziehen sollte. Ebenso trug dazu bei, daß der Verleger seines erfolgreichen Romans *Ein Mann zog in die Stadt* als Jude geächtet wurde. Eine nicht unwesentliche Rolle in der engen Beziehung zu Stefan Zweig muß bei der Affinität für den belgischen Dichter Émile Verhaeren gespielt haben. Bereits 1904 erschien eine umfangreiche Gedicht-Auswahl mit Übersetzungen von Stefan Zweig, von der der *Insel Verlag* 1923 eine erweiterte Ausgabe vorstellte. Außerdem gab es von Zweig eine Verhaeren-Biographie sowie einen Band mit Erinnerungen an den Dichter, der in hymnisch-pathetischen Versen Großstadt und Industrie thematisierte. Sein enthusiastischer Brüderlichkeitsgestus, seine vitalistischen, pantheistischen Gedankengänge sind unverkennbar von Walt Whitman beeinflusst. Stefan Zweig war übrigens nicht der einzige Übersetzer des französisch schreibenden Flamen. Johannes Schlaf, Stefan George, Rainer Maria Rilke, Paul Zech, Erna Rehwoldt bezeugen mit ihren Nachdichtungen die Popularität, die Verhaeren zu Beginn des 20. Jahrhunderts im deutschen Sprachraum genoß. So bleibt zu fragen, ob Walter Bauer nicht stärker von Emile Verhaeren als von Walt Whitman beeinflusst war. Die gedanklichen wie thematischen Übereinstimmungen sprechen eindeutig für einen unmittelbareren Verhaeren-Bezug.

Ein großer Theoretiker war Walter Bauer gewiß nicht, aber er liebte es, sich an einige Kernsätze zu halten. Programmatisch blieb für ihn die Sentenz „Wir notieren das Leben nur“. In dem „Lebenslauf“ aus dem Auswahlband *Der Weg zählt, nicht die Herberge* (1964) finden sich Grund-Sätze, auf die er von früh an zusteuerte und an denen er lebenslang festhielt:

Auf einem Zettel, der immer auf meinem Tisch liegt, stehen einige Sätze, von mir aufgeschrieben, an denen ich mich ermutige, wenn ich erschöpft bin und von Zweifeln zernagt werde. Der erste stammt von Walt Whitman, dem großen amerikanischen Menschheitsdichter, der seit meiner Jugend mein Gefährte ist: „Was geschieht, geht mich an.“ Den zweiten sagte Daumier: „Je suis de mon temps.“ - Ich gehöre zu meiner Zeit. Die anderen Sätze schrieb der italienische Erzähler Ignazio Silone. Sie sagen, was ich empfinde und denke: „Ich liebe die Armen nicht aus Mitleid, wie jene Damen vom Wohltätigkeitsverein, auch nicht aus Politik, etwa weil sie die Mehrheit sind, die Masse, und weil man heutzutage die Masse haben muß, um zur Macht zu gelangen – ich glaube die Armen nicht nur aus einem unerklärlichen unverbrüchlichen Gefühl der Brüderlichkeit zu lieben, sondern vor allem deshalb, weil sich die menschliche Wahrheit zu ihnen geflüchtet hat.

Von den angerufenen drei Vorbildern dürfte ihm Ignazio Silone der nächste sein, der zwar die anderen Leitsätze nicht außer Kurs setzt, aber doch tiefer in Bauers Gedankenwelt

eindringt. Vor allem die Begründung, auf die seine Lebens-Anschauung, die eben keine Welt-Anschauung ist, hinausläuft, frappt. An ihr kann bei Walter Bauer sehr wohl immer wieder Maß genommen werden. Freilich müßte der Zentralbegriff „menschliche Wahrheit“ kommentiert werden, falls Bauers Werk als Kommentar nicht recht einleuchten sollte. Ich möchte noch ein Vorbild hinzufügen, zu dem sich Bauer an anderer Stelle ausführlich geäußert hat. In der *Neuen Rundschau* vom April 1935 wurde sein Essay „Gesang aus der Provence. Zu den Büchern von Jean Giono“ gedruckt. Zum einen erweist er sich als ein exzellenter Kenner des umfangreichen Werks, das ihm in elementaren Grundzügen wesensverwandt sein mußte. Dies war nicht nur eine Sache überschwenglicher Begeisterung. Bauer schreibt, als sei er ein Kenner der von Giono geschilderten südfranzösischen stadtfernen ursprünglichen Landschaft. Ich kenne den Vaucluse, Teile der Haute Provence, zumindest Teile des Lubérons nördlich und südlich der Durance. Mag sein, daß ich deshalb befangen bin und gerade diesen so hervorragend geschriebenen, gründlichen Essay für einen seiner Grund-Texte halte. Wobei ich gar nicht in Gionos visionäre Erwartungshaltung einstimmen will, wenn er auf der Rousseau-Flöte spielt, die Zerstörung der Städte voraussieht, sogar auf den Tag genau, an dem „die hohen Waldbäume das Pflaster der Boulevards sprengen werden“. Giono prophezeit den Untergang von Paris, und aus den U-Bahn-Stationen werden Wildschweine hervorbrechen. In Berlin-Grunewald muß es für derlei Umwälzungen schon jetzt Vorbereitungen seitens der urbanisierten Wildschweine geben. Was ich hingegen weit eher nachvollziehe, soweit ich dies den Büchern Gionos entnehmen konnte, sind naturnahe, naturfromme Vorstellungen, die sich mit Gustav Theodor Fechners Ideen vom Panpsychismus, gemeint ist Allbeseelung, decken. Demzufolge ist der Mensch Teil der natürlichen Abläufe. Er fügt sich ein, beansprucht nicht, ihr Beherrscher zu sein. In all seinen Büchern vertritt Giono diesen archaischen Vitalismus und einen gläubigen Pantheismus. Gerade unter diesem Aspekt lassen sich leicht Verbindungslinien zu Whitman und Verhaeren ziehen, die ins Zentrum von Walter Bauers Ansichten vom Leben und der Welt verweisen. Der Bezug zu Giono läßt sich meines Erachtens vor allem in dem Roman *Ein Mann zog in die Stadt* herstellen, wenn Vitalismus und Fatalismus als Spielart des Geschichtspessimismus eine wechselseitig aufeinander bezogene Basis im Denk-Gebäude bilden.

Inmitten schwerster wirtschaftlicher Krisenjahre, von denen gerade die sozial Schwachen am härtesten betroffen waren, begann der Ein- und Aufstieg Walter Bauers. Seine Sympathien galten jenen, die heute allzugern als „Unterschicht“ abqualifiziert werden, um einer gängig gewordenen Wegwerfmentalität zu entsprechen, die leicht auch Menschen verdinglicht, die nächste Steigerungsform wären dann die „Untermenschen“. Obwohl Bauer sich proletarische Herkunft zuschreibt, trifft für ihn doch viel eher der sozial intendierte Begriff plebejisch. Während der andere politisch konnotiert ist. Aber die Deutschen tun sich schwer mit den Differenzierungen. Offensichtlich gilt dies nicht nur für die Gegenwart, in der ohnehin Sprachmischung und -verwilderung angesagt sind. Weniger als fünf Jahre in seiner literarischen Entwicklung blieben Walter Bauer, als das schmachvolle Versagen der Weimarer Republik den Weg für eine verheerende Barbarei freimachte. Für viele junge Schriftsteller, die gerade begonnen hatten, sich einen Namen zu machen und sich durchzusetzen, bedeutete dieser historische Einschnitt einen jähen Bruch in der Entwicklung. Für einen noch nicht Dreißigjährigen gab es verschiedene Möglichkeiten, den Weg fortzusetzen: außerhalb Deutschlands, auf neuen Kurs einzuschwenken oder zu verstummen. Bauer entschied sich für die am häufigsten gewählte Variante - für reduziertes Schreiben um den Preis der Anpassung, ohne sich politisch zu korrumpieren. Jedenfalls habe ich keinerlei Text aus den

zwölf braunen Jahren finden können, der dies widerlegt. Während die vor 1933 erschienenen Bücher zum unerwünschten „Schrifttum“ erklärt wurden ob ihres Inhalts und der Verlagsadressen, gelang es Bauer weiterhin zu veröffentlichen, Bücher „unverfänglicher“ Thematik, mit denen er nicht aneckte. Als Beispiel dafür nenne ich die Liebesgeschichte „Bis zum Hahnenschrei“ (1943), die ich sehr früh las und die mir in Erinnerung blieb. Als ich jetzt probeweise wiederlas, mehr um mich selbst als Walter Bauer zu prüfen, bedauerte ich, wie die zarte Liebesgeschichte gleichsam in einem luftleeren Raum verklungelt. Genau dieses nur noch Umrißhafte steht für reduziertes Schreiben. Nach dem Untergang des Dritten Reiches erwies es sich als unmöglich, an die frühen Erfolge anzuknüpfen. Gewissermaßen an der Bruchstelle von 1933 fortzufahren. Bauer befand sich ungeachtet der neuerlichen Publikationsmöglichkeiten in einer Krise. Er spürte die Stagnation. Angesichts der Tatsache, daß so viele Autoren einfach fortschrieben, als wäre nichts geschehen, wuchs seine Enttäuschung gegenüber den literarischen Nachkriegszuständen. Er selbst sah sich als Mitläufer. Seine politische Enthaltensamkeit schloß immer nur ein „gedachtes (nie geäußertes!) Nein“ ein. In selbstquälerischen Rechtfertigungszwängen steigerte er sich in Scham- und Schuldgefühle. Sehr früh wuchs in ihm die Erkenntnis, daß Vergangenheit nicht zu bewältigen ist. Es bleibt nur die Möglichkeit einer Einordnung ins gegenwärtige Leben, was freilich Entwicklung nicht ausschließt. Ein generelles Problem, das sich auch nach dem Zusammenbruch der DDR stellte. In einem Brief vom Dezember 1946 zog Bauer ein bitteres Resümee:

... Ich habe mit allem, allem von vorn angefangen, und es ist schwer, die Flamme wach zu halten. Ich suche nach dem Wort. Ich suche nach dem Lebensgrund. Und ich gehe noch immer als eine Art Kriegsgefangener durch die Welt, denn was ich mitbrachte, das ist alles, was ich habe, und das Wasser für den Tee summt in einer amerikanischen Konservenbüchse... Ich fürchte, der Kleinbürger, der den erstickenden Schlamm in der Welt und im besonderen in unserem Lande darstellt, ist unversehrt aus der Apokalypse hervorgegangen, was immer er auch verloren haben mag. Vielleicht hat er nicht einmal begriffen, daß es apokalyptische Stunden waren, die über ihn hinbrausten. Er richtet sich wieder ein. Er will keine Schritte in neues Land. Er will den Schlamm, in dem der Geist erlahmt und erstickt. Und das ist es, was wir verhindern müssen.

Bereits dieser Text läßt erkennen, daß die radikale Desillusionierung, wie er sie dann in Kanada erlitt, bereits unmittelbar nach Kriegsende begann. Bekenntnisse dieser Ehrlichkeit, dieser scharfen analytischen Welt-Erkenntnis, die sich im speziellen auf Deutschland bezog, waren selten. Im Falle Bauers führten sie wohl doch maßgeblich zu einer Absage, die in die Auswanderung nach Kanada mündete.

Wieso sich Walter Bauer als Achtundvierzigjähriger ausgerechnet für einen Neuanfang in Kanada entschied, obwohl gerade er doch bekannt hatte „Ich bin dein Sohn, Europa“, wie überhaupt „Europa“ eines seiner Leitworte war, wird wohl nie völlig zu ergründen sein. Das immer wieder artikulierte Unbehagen an dem restaurativen westlichen Nachkriegsdeutschland kann es nicht allein gewesen sein, was ihn nach Kanada verschlug. Abenteuerlust dürfte erst recht kein zwingender Beweggrund gewesen sein. Am ehesten spielt hingegen das Gefühl einer Schuld-Abtragung mittels nachgeholt Exils die entscheidende Rolle. Die Verhältnisse in Kanada, die Nachtwachen, die er als Tellerwäscher zu verbringen hatte, führten dann aber gewiß zu einer weiteren Desillusionierung. Die Briefe, die er aus Übersee an Freunde und seinen Verleger Kurt Desch richtete, sprechen da eine

deutliche Sprache. Und als er gar Auftritte deutscher Schriftsteller in Kanada erlebte wie die der christlichen Schriftsteller Bernt von Heiseler (1907–1969), der Emil Strauß würdigte, auf „Versöhnung“ und den „Dichter als Tröster“ setzte, oder den seinerzeit vielgelesenen Erzähler Willy Kramp (1909–1986), wurde er sich seiner Distanziertheit zum deutschen Literaturbetrieb überdeutlich bewußt. Völlig absurd kam ihm vor, wie ungebrochen Kollegen seiner Generation fortfuhren. Und neben den beiden so viele andere wie Ina Seidel, Frank Thieß, Agnes Miegel. Bis sie 1968 im Zuge stringenter Abrechnungen und ideologischer Umwälzungen ziemlich jäh außer Kurs gesetzt wurden. Ungeachtet der zunehmenden geistigen Entfremdung und Entfernung von Deutschland wie dem Bemühen, ein kanadischer Schriftsteller zu werden, kam er von der deutschen Sprache nicht mehr los. Dies bezeugen allein die in der Bundesrepublik erschienenen Veröffentlichungen. Das, was ein halbes Jahrhundert vor ihm Felix Paul Greve (1879–1948) glückte, war Walter Bauer nicht beschieden. Es blieb bei Versuchen, Ansätzen, was wohl in erster Linie seinem Jahrgang geschuldet war. Greve hingegen, ein Pumpgenie und Betrüger, täuschte einen Suizid vor, als er vor unlösbaren finanziellen Problemen stand. Erst nach seinem Tod kam ans Licht, daß er mit dem erfolgreichen kanadischen Schriftsteller Frederick Philip Grove identisch war. Soweit ich sehen konnte, fand die Enttarnung erst in den siebziger Jahren statt. Walter Bauer, der 1976 in Toronto starb, könnte von der mit detektivischer Akribie offengelegten Kriminalstory (D.O. Spettigue, Felix Paul Greve redivivus: Zum frühen Leben des kanadischen Schriftstellers Frederick Philip Grove, in: Seminar, Queens University, Juni 1973) gerade noch erfahren haben.

Zu fragen bleibt, wie hielt es der Osten Deutschlands mit Walter Bauer? Eine Rückkehr in seine Herkunftslandschaft muß er nach der Entlassung aus englischer Kriegsgefangenschaft apriori ausgeschlossen haben. Er ließ sich in der Nähe von München nieder. Die Rezeption im Osten blieb äußerst bescheiden. Ich entsinne mich an eine Rezension des Gedichtbandes *Mein blaues Oktavheft* in der *Neuen deutschen Literatur* (Günther Deicke, Neue Gedichtbände, in Heft 4/1955). Vermutlich brachte mich dieser Hinweis auf Bauer. Als ich 1957 nach Leipzig kam, konnte ich dann in der *Deutschen Bücherei* seine Gedichte lesen. Aus dem Band *Dämmerung wird Tag* (1948) und *Die Nachtwachen des Tellerwäschers* (1957) schrieb ich eine Auswahl von Gedichten für den Hausgebrauch ab: „Der Herbst des Jahres 1945“, „Ein Nachtlid“, „Im Anschauen eines Vogelzuges“, „Im September“ – und dann ein Jahrzehnt später der Umschlag in die harte Realität – „Zuerst werden wir einen Wagen haben“, „Von abends sieben bis morgens vier“, „Litanei“, „Nachtwachen verbringe ich“, „Exil hat kein Ende“. Den stärksten Eindruck hinterließ das Gedicht „Wir sind fünf: Mac, Arthur, Richard, Franco, Walter“ wegen seines Schlusses:

*Frag nicht nach der ‚Würde der Arbeit‘ –
Sie liegt in achtundzwanzig Dollars die Woche
Und freiem Abendbrot.
Die Würde ist in mir, ich bin unverletzbar.*

Meine Nachtschichten auf dem Bau lagen erst wenige Jahre zurück. In die Anthologie *Traum von Rätedeutschland* (1968) wurde das Prosastück „Ich trage Zeitungen“ aus dem Band *Stimme aus dem Leunawerk* von 1930 aufgenommen. Aufschlußreich der Kommentar:

Nachdem der Malik-Verlag das Vers- und Prosabuch Stimme aus dem Leunawerk herausgebracht hatte, galt Walter Bauer eine Zeitlang als neue Hoffnung der

proletarischen Literatur. Weiskopf schrieb damals über ihn: „Die proletarische Literatur ist in den letzten Jahren weit und groß geworden; in ihren Reihen sieht man viele, die noch vor kurzem abseits standen, sieht man vor allem viele, die noch vor nicht zu langer Zeit Proleten der Werkbank waren. Ihr Name schon zeigt es, er ist einfach wie ein Arbeitskittel: sie heißen Müller oder Bauer... Walter Bauer zum Beispiel, und schreiben Gedichte in Vers und Prosa, Gedichte, die zu dem Schönsten gehören, was die deutsche Arbeiterliteratur hervorgebracht hat.“

Nach einigen biographischen Details folgt die politische Disqualifizierung:

Er führte seine bereits errungenen proletarischen Positionen nicht weiter.

Mit einem Gedicht aus dieser Sammlung von 1930 machte Bauer in Festprogrammen der DDR Furore. Ich habe es so oft hören müssen, daß es mir seither verleidet ist: „Wenn wir erobern die Universitäten“. In diesen Kontexten wirkte es immer so, als sei es nach 1945 speziell für die Studenten der Arbeiter- und Bauern-Fakultäten geschrieben worden. Hingegen ist mir die Hervorhebung eines anderen Gedichts aus dem Leunawerk-Band nahegegangen und -geblieben. Es gehört für mich zu einem der schönsten Gedichte, die Walter Bauer gelungen sind. Ich meine „Arbeiter zieht ein reines Hemd an“. Wer erfahren hat, wie einem Arbeiter zumute ist, nachdem er losen Kalk oder Zement mit der Schaufel aus Bahnwaggonen entladen mußte, mit achtzig Ziegeln in der Karre, jeweils dreißig über die Norm, auf schwankenden Bretterstegen als Zulieferer einer Maurerbrigade auf Baugerüsten unterwegs war, wer jemals in einem noch glutheißen Stahlschmelzofen die mürbe gewordenen Schamottebrocken mit einer Spitzhacke ausbrechen mußte, kann den Vorgang des Hemdenwechsels besonders gut nachvollziehen. Besagte Hervorhebung ist Johannes R. Becher zu danken. In dem Band *Das poetische Prinzip* (1956) widmet er diesem Gedicht eine von Zustimmung, ja von Begeisterung getragene Betrachtung, die mehrfach nachgedruckt wurde. In Äußerungen wie dieser bezeugt Becher seine Zerrissenheit zwischen Politik und Poesie. Hier jedenfalls keine Spur von Verteidigung seiner Kulturpolitik. Hier möchte er Bauer eigens für dieses Gedicht, von dem er ergriffen war, ein Denkmal setzen. Und liebend gern hätte Becher wie so manch anderen Autor aus der Bundesrepublik oder dem Exil auch Walter Bauer in die DDR geholt. Er will zu Unrecht vergessene Dichter ins Bewußtsein heben:

Gestern war es Rückert, der keineswegs es verdient hat, von uns vergessen zu werden, heute früh ist es Max Dauthendey, der zauberhafte Würzburger Lyriker, und heute abend Verhaeren, der belgische Titan, dessen mächtiger Strophenbau nicht wie bei Walt Whitman in die Breite, sondern lose gereimt in die Länge sich streckt. Aber auch dieses schöne Gedicht, dieses wunderschöne, ist vergessen, das zum Verfasser einen Dichter unserer Tage hat, Walter Bauer.

Der ehemalige Becher-Lektor, der diesen Autor bis zur bittersten Neige leeren mußte, um auf einen Kalauer Bertolt Brechts anzuspähen, hätte sich nichts sehnlicher gewünscht, in den achtzehn Bänden hätten nur solche und ähnliche poesiekundige Texte gestanden wie der zu Bauer. Nach Walter Bauers Tod erschien 1980 eine erweiterte Neuausgabe des Bandes *Stimme aus dem Leunawerk* in *Reclams Universalbibliothek Leipzig* mit einem Nachwort von Hans-Martin Pleßke. Diese Ausgabe blieb der gewichtigste Beitrag zur Bauer-Rezeption

in der DDR. Als ich Ende 1987 meine 22jährige Lektorentätigkeit im *Aufbau-Verlag* beendete, übergab ich unter den Arbeitsmaterialien „Durchschläge von Texten, 5 Schnellhefter“ zu Walter Bauer. Heute bekümmert mich, daß ich diese Positionen nicht detaillierter spezifizierte. Denn ich weiß nicht mehr zu sagen, was sich da im einzelnen angehäuft hatte. Natürlich ging es um ein Editionsvorhaben, das zu prüfen gewesen war. Favorisiert war nicht nur meinerseits eine Lizenzausgabe des Erinnerungsbuches *Geburt des Poeten*. Leider ist mir nicht mehr erinnerlich, warum dieses Projekt nicht zustande kam. Oft dauerte es Jahre, ehe sich die Idee tatsächlich in ein Buch verwandelt hatte. Und so könnte es leicht sein, daß auch dieser Plan in den Orkus des DDR-Untergangs geriet. Eines der vielen, vielen Buch-Opfer auf dem Altar des Vaterlandes.

Lassen Sie mich schließen mit einer Eloge auf besagtes Erinnerungsbuch, für mich das Überzeugendste, was Walter Bauer hinterlassen hat. Mit diesen poetisch verdichteten Merseburger Kindheitsbildern gelang es ihm plötzlich wieder, an seine starken Anfänge anzuknüpfen. Sie sogar im Hegelschen Sinne aufzuheben durch sensibel gestaltete, kunstvoll überhöhte Episoden, die pars pro toto eine ganze Welt aufleuchten lassen. Diese ebenso schlicht wie präzis erzählten Alters-Erinnerungen, die die Kindheit des frühen Aufstiegers und späten Ausstiegers in einer unvergleichlichen Scharfeinstellung zurückrufen, bezeugen, daß er von seiner bäurisch-plebejischen Herkunft und ihrer Landschaft innerlich doch nie loskam. Wiederum besticht seine Darstellung durch sozial genau determinierte Berichte. Für sich und seinesgleichen bekundete er an anderer Stelle:

Die Armut ließ sie nicht los. Der Erdteil, in dem der Arbeiter lebt, heißt Armut.

Ich weiß aus meiner Herkunft nur zu genau, wovon da einer spricht. Ich bekenne gern, daß ich bei der Lektüre des Buches *Geburt des Poeten* im Unterzug als Subtext meine Biographie mitlese und daß es gerade deshalb das Werk Walter Bauers ist, mit dem ich mich ihm am stärksten verbunden fühle. So wie die *Stimme aus dem Leunawerk* nicht verhallen dürfte, gehört für mich auch der epische Schlußpunkt zu einem Werk, das in den vielbeschworenen Kanon deutscher Prosa des 20. Jahrhunderts gehört.

Wulf Kirsten, Erstdruck in: *Ort der Augen. Blätter für Literatur aus Sachsen-Anhalt*, Heft 1, 2007